

## Zentrale Abschlussfeier 2022

### Festrede

Antje Rávik Strubel

#### Was habe ich sonst noch verpasst?

Das fragt sich die Hauptfigur in einer Erzählung der großen amerikanischen Schriftstellerin Lucia Berlin. Sie ist sechzig Jahre alt, sitzt beim Sonnenuntergang auf der vorderen Veranda ihres Hauses in Colorado und beobachtet die Krähen, die im Ahorn landen. Zufällig sitzt sie an diesem Tag auf der vorderen Veranda und nicht auf der hinteren und bereitet auch nicht das Abendessen zu wie sonst um diese Uhrzeit, weshalb sie die Krähen bisher immer verpasste.

„Was habe ich sonst noch verpasst?“, fragt sie sich erschrocken. „Wie oft war ich in meinem Leben gewissermaßen auf der hinteren Veranda statt auf der vorderen? Was hat man mir gesagt, ohne dass ich es hörte? Welche Liebe mag es gegeben haben, die ich nicht spürte?“

Wie? werden Sie denken, bin ich auf dem falschen Fest? Was haben die Versäumnisse einer alten Frau mit mir zu tun? Soll hier nicht ein Anfang gefeiert werden? Der Eintritt ins ernsthafte, wirkliche Leben, auf das wir uns jahrelang vorbereitet haben? Sollte eine Rede, die diesem Anlass gerecht wird, nicht etwas Mutmachendes, Aufbauendes haben? Etwas Erhebendes? Sollte sie nicht eine Beschwörung der Verantwortung sein, die wir in unseren jeweiligen Fachrichtungen übernehmen werden, eine gut gemeinte Ermahnung, wieviel von uns abhängen, wie wesentlich unser Einfluss sein wird, gerade in diesen Jahrzehnten, in denen sich entscheidet, ob die Menschheit, der Planet eine Zukunft haben?

Da haben Sie recht. In einer ordentlichen Rede sollte das vorkommen. Wenn ich aber mein Bewusstsein durchforsche, fällt mir nichts Erhebendes ein, nichts jedenfalls, das nicht sofort zu Pathos gerinnt. Und da ich in Brandenburg geboren bin, geht mir alles Pathetische ab. Vielleicht mangelt es mir auch an hochtrabenden Worten. Zum einen, weil ich einer hochtrabenden Sprache grundsätzlich misstrauere. Denn nicht nur im Inhalt, schon in der sprachlichen Form stecken Unsauberkeiten, Scheinheiligkeiten, Kniffe und Tricks, mit denen wir uns gern selbst betrügen und die Welt besser und schöner reden als sie ist.

Zum anderen bin ich selbst nie in den Genuss einer solchen prächtigen Abschlussfeier gekommen. Nicht, dass ich sie verpasst hätte. Vor zwanzig Jahren, als ich mein Studium beendete, gab es an der Potsdamer Universität keinen solchen Festakt. Ich ging ich ins Studentensekretariat, eine improvisierte Baracke, und holte mir in einem neonlichtnackten Raum mein Zeugnis ab. Das war's. Was ich danach tat? Rief ich jemanden an, ging ich mit irgendwem was trinken? Feierte ich meinen Magisterabschluss, der heute ein Masterabschluss wäre? Ich weiß es nicht mehr. Aber noch heute träume ich manchmal, dass meine Magisterarbeit noch nicht geschrieben ist oder ich es versäumt habe, die

Abschlussprüfungen zu machen. Meine Eltern haben die Urkunde irgendwann gerahmt, so dass ich, wenn ich aus dem Albtraum erwache, zumindest weiß, dass sie in meinem alten Kinderzimmer hängt.

Die Zeit meines Studiums Ende der Neunziger Jahre fiel in eine so herausfordernde Zeit, wie es für Sie die Jahre der Pandemie gewesen sein mögen. Bei mir änderte sich etwa einmal pro Jahr die Studienordnung, die Lehrenden waren oft Suchende wie wir, und das Wohnheim, in dem ich für ein Jahr ein Zimmer bezog, war gerade noch von Stasi-Offizieren bewohnt gewesen. Ich hatte mir Potsdam als Studienort ausgesucht wegen der Parks und dem Neuen Palais, hatte mich schon unter den Kolonaden philosophieren sehen. Stattdessen fand ich mich in Golm wieder, dorthin waren die Geisteswissenschaften verbannt, auf einem Campus, der halb Dorf, halb noch Stasihochschule war. Wie beim Militär musste man an einem Schlagbaum vorbei aufs Gelände.

Nun lässt sich die Frage nach dem Verpassten ja in jedem Lebensabschnitt stellen. Auch nach Abschluss eines Studiums, einer Dissertation. Was könnte ich übersehen haben? Habe ich alle Angebote, alle Ressourcen genutzt? Habe ich mir zu wenig Zeit zum Denken erlaubt, mich nicht genug in die politische Debatte gemischt, zu wenig gefeiert? Hätte ich da aufmerksamer, dort nachlässiger sein sollen? Welche Ratschläge sind mir entgangen, welche Blicke, welche Berührungen, weil ich einen zu viel oder zu wenig im Tee hatte?

Ein Nachvorneschauen, das wissen Sie, ist janusköpfig. Ohne den Blick zurück würde aus dieser äußerst spekulativen Angelegenheit nie eine Vorstellung vom künftig Bestmöglichen: einer gut bezahlten Stelle, einer ruhmreichen Laufbahn, Anerkennung und Erfüllung, die Rettung des Planeten, Frieden, die Liebe eines Herzensmenschen. Erst mithilfe der Rückschau lässt sich die eigene Energie auf etwas Ersehntes hin so ausrichten, dass es in Erscheinung tritt. Und trotzdem kann es passieren, dass man dann statt im Schloss, auf dem Dorf landet! Weiß ich wirklich immer, worauf sich mein Sehnen richtet? Ist das mit dem Bachelorabschluss geklärt? Habe ich nach dem Master meine Zukunft fest im Blick? Stehen mir nach dem Dokortitel die künftigen Wege klar vor Augen?

Oder anders: Ist das, was mir vor Augen steht, wirklich das Ersehnte? Existiert möglicherweise eine Hierarchie des Sehns, sortiert nach der Erreichbarkeit? Welche Sehnsüchte tummeln sich da hinter meinem Rücken, während ich mit dem Machbaren beschäftigt bin? Mir stand nach meinem Magister eine journalistische Laufbahn vor Augen, weil ich wusste, wie das gehen könnte, weil ich eine Vorstellung davon hatte. Bei der Schriftstellerei hatte ich das nicht. Ein Leben als Schriftstellerin, das wagte ich nicht, mir vorzunehmen, obwohl ich bereits während des Studiums hart am ersten Roman gearbeitet hatte. Erst durch Zufall – weil ich auf der vorderen, nicht auf der hinteren Veranda war? – wurde mir, als ich auf der ersten Steuererklärung einen Beruf angeben musste, bewusst, dass ich Schriftstellerin geworden war.

Hinter all diesen Überlegungen verbirgt sich eine der großen Menschheitsfragen: Wie lässt sich ein Leben leben? – Nein, ich habe nicht vor, Ihnen diese Frage zu beantworten. Ich wäre ja verrückt. Selbst, wenn ich es könnte, würde die Antwort nur auf mich zutreffen, nicht auf Sie. Außerdem ist der einzige Rat, den ein Mensch einem anderen über das Leben geben kann, der, auf jeden Rat zu verzichten und dem eigenen Instinkt zu folgen, den eigenen Verstand zu benutzen, die eigenen Schlussfolgerungen zu ziehen. Wenn wir uns darauf einigen können, kann ich versuchen, Ihnen ein paar Überlegungen zu unterbreiten, ohne Sie in Ihrer Freiheit, Ihrer Individualität einzuschränken.

Freiheit. Individualität. Schon sind wir bei jüngst wieder hart strapazierten Begriffen. Einerseits glauben wir alle zu wissen, was sie bedeuten, andererseits wird das schöne Wort Freiheit gelegentlich auf ein so kleines Format eingedampft, dass schon eine FFP 2 Maske zu ihrer Bedrohung werden kann.

Jede Zeit trägt ihre Kämpfe darum, wie wir leben und zusammenleben wollen, auf dem Rücken der Sprache aus. Und es sind gerade auch die Universitäten, an denen diese wichtige gesellschaftliche Verständigung darüber stattfindet, wer wir sein wollen und sein dürfen und wer das Sagen darüber hat. Nicht wenige Gefechte entzündeten sich an nichts als Worten. Das Wort „feministisch“ etwa, so sagt uns die Rückschau, galt bis vor kurzem noch als schmutziges Wort, ein Wort, das auch Virginia Woolf 1938 schon mit Vergnügen verbrennen wollte, weil es „korrupt“ sei und nur noch dazu diene, diejenigen auszuschließen und zu demütigen, die es einmal bezeichnet habe. Auch unsere Zeit kennt zur Genüge Wörter, die, ihrer einstigen Bedeutung beraubt, zur Verunglimpfung dienen. Auch wenn solche Wörter nicht gleich verbrannt gehören, haben sie zweifellos eine Pause verdient. Und das Sagen darüber sollten jene haben, die im Sperrfeuer dieser Verunglimpfungen und Schmähungen stehen. Schließlich ist es selbstverständlich, dass ich mit dem Namen angesprochen werden möchte, unter dem ich mich auch angesprochen fühle. War das für die, die sich heute über angebliche Sprechverbote beklagen, nicht immer selbstverständlich?

„Vielleicht muss das Selbstverständliche erst wieder unverständlich werden, um selbstverständlich zu bleiben.“ Dieser Satz der österreichischen Schriftstellerin Ilse Aichinger erinnert auch daran, dass die Sprache beweglicher ist und wandelbarer, als wir in unseren Gewohnheiten.

Apropos Gewohnheiten. Das Gejammer über Sprechverbote in einer Zeit, in der aus den sozialen Medien ein permanentes Gequatsche und Gesülze quillt, weckt in mir den Verdacht, dass sich eine Menge Leute nie fragen mussten, ob das, was sie sagen, ihnen oder anderen zum Vorteil oder zum Nachteil gereicht. Sie mussten nie innehalten. Sie sind es nicht gewohnt, ihre Äußerungen einer inneren Überprüfung zu unterziehen. Sie müssen in der beneidenswerten Illusion einer ideologiefreien, quasi paradiesischen Sprache gelebt haben, in der es, so die Suggestion, vernünftig zugegangen, die Liebe voller Liebesspiel und die Wissenschaft objektiv gewesen sei und man

überhaupt seine Meinung sagen durfte. Nun sei das alles hin und zum – was? Man darf ja nicht einmal mehr „zum Teufel!“ sagen! Zu\*r Teufel\*in?

Nun käme es mir gar nicht in den Sinn, alles zu sagen, was mir in den Sinn kommt. Nicht Zensur, sondern etwas so Altmodisches wie Höflichkeit und Anstand gebieten mir das. Aber ich kann es mir vorstellen: Wer davon ausgeht, dass das eigene Sprechen grundsätzlich Gold ist, wird es nur schwer ertragen, wenn der laute Klang der eigenen Stimme auf einmal im Chor mit vielen anderen weniger vernehmlich ist. Nur so kann die pathetische Verwegenheit aufkommen, im Ende der eigenen Meinungshoheit das Ende der Meinungsfreiheit zu sehen.

Als Gesellschaft werden wir jedenfalls einen Großteil dessen verpassen, was unser Leben sonst noch ausmachen könnte, so lange wir die Stimmen auf der vorderen Veranda nicht hören.

Verpasstes lässt sich manchmal nachholen. Das aber setzt Achtsamkeit voraus. Achtsamkeit auch im Umgang mit der Sprache. Mit unseren Gewohnheiten. Gewohnheiten ergeben sich aus Gesetzen, Brauch und Tradition, dem „Tanz um den Maulbeerbaum“, wie Virginia Woolf das sarkastisch nennt. „Überschütten Sie den Baum mit Gelächter“, empfiehlt sie und „Lassen Sie uns nie aufhören zu denken - was ist diese `Zivilisation`, in der wir uns befinden? Was sind das für Zeremonien und warum sollten wir daran teilnehmen?“

Denn Freiheit ist auch die Freiheit von Gewohnheiten und Bräuchen, die für eine Normalität sorgen, die nur deshalb normal ist, weil sie da ist, und nicht etwa, weil sie gut ist.

Bleiben Sie also wachsam, bleiben Sie achtsam. Hängen Sie kein „Bitte nicht stören“ – Schild vor Ihre Auffassungen und Ansichten.

Und fragen Sie sich immer wieder im Sinne Woolfs: was sind das für Gewohnheiten und will ich daran teilhaben. Überprüfen Sie auch Ihre eigenen Dogmen. Finden Sie heraus, wo bei Ihnen die Tabus sitzen, wo die Linie verläuft, an der Sie sich verweigern, an der Sie sagen: bis hierhin und nicht weiter. Und dann: machen Sie den Schritt. Gehen Sie, nur für sich, einen Schritt aus sich heraus. Wagen Sie sich über diese rote Linie. Schauen Sie, was passiert. Möglich, dass Sie zurückprallen, erschrocken über diese Zumutung, dass Sie scheitern bei diesem Versuch. Aber eines hat mich das Schreiben gelehrt: der erste Versuch ist nie genug. So, wie für Ilse Aichinger das erste Wort nicht das richtige war, nicht einmal das zweite. Erst das dritte, fand sie, gnädiger geworden, könne unter Umständen zutreffend sein.

Möglich ist aber auch, dass Sie nach dem inneren Überschreiten dieser Linie heiterer werden, gelassen. Dass sich etwas auftut. Dass Sie auf einmal die Krähen im Ahorn sehen, die Ihnen zuvor nie aufgefallen sind. Dass Sie eine Berührung bemerken, die Ihnen bisher entgangen war. Eine Liebe, von der Sie nichts wussten.

Denn ja! Erlauben Sie es sich, geliebt zu werden. Nicht bewundert oder *geliked*, dieses leere Streicheln des Egos. Nein. Erlauben Sie es sich, sich lieben zu lassen, wofür es ein ruhiges Vertrauen in sich selbst braucht, ein Selbstvertrauen, das sich aus dem Wissen speist, von einem gewaltigen Geflecht aus Beziehungen durchwoben zu sein und von ihnen gehalten zu werden. Kein Einzel-Ich mit Einzelschicksal, sondern vielmehr *im Verhältnis*, durchlässig für andere menschliche Ichs, andere Lebewesen, andere Bewußtseinsformen; Teil eines großen wechselseitigen Durchwirktsein allen Lebens. Nur hat das konventionelle Ich eines binär strukturierten modernen Denkens, das auf Abgrenzung und Ausschluss von anderen beruht, den Blick darauf lange verstellt. Und ja: lieben Sie. Verströmen Sie sich so großzügig Sie können. Erträumen und ersehnen Sie das Beste für die anderen. Seien Sie freundlich. Denn niemand, das habe ich in meinem Psychologiestudium gelernt, sieht sich selbst. Um sich zu sehen, brauchen Sie immer die anderen.

Wenn Sie dann im Alter von 60 Jahren zufällig auf der vorderen Veranda Ihres Hauses landen und zum Ahorn schauen und sich fragen, was Sie sonst noch verpasst haben, dann sollte Ihnen, wenn es gut gegangen ist, nicht allzu viel einfallen. Oder, so erhoffe ich das für mich, Sie werden die gleiche Heiterkeit und ein ähnliches Gespür für den Aberwitz des Lebens besitzen wie Lucia Berlin, die am Ende ihrer Erzählung schreibt:

Egal, wie ihr Leben verlaufen wäre, selbst, wenn es ganz anders verlaufen wäre, wenn sie dieses unterlassen, jenes getan hätte, hier anders geküsst, dort anderes geglaubt, über dieses nicht geweint und da mehr gelacht hätte, wäre sie am Ende doch in diesem Haus in Colorado gelandet.

„Ist das zu glauben?“, schreibt sie. „Mein Leben hätte mich genau dorthin gebracht, wo ich jetzt bin, unterhalb der Kalksteinfelsen von Dakota Ridge, mit den Krähen.“